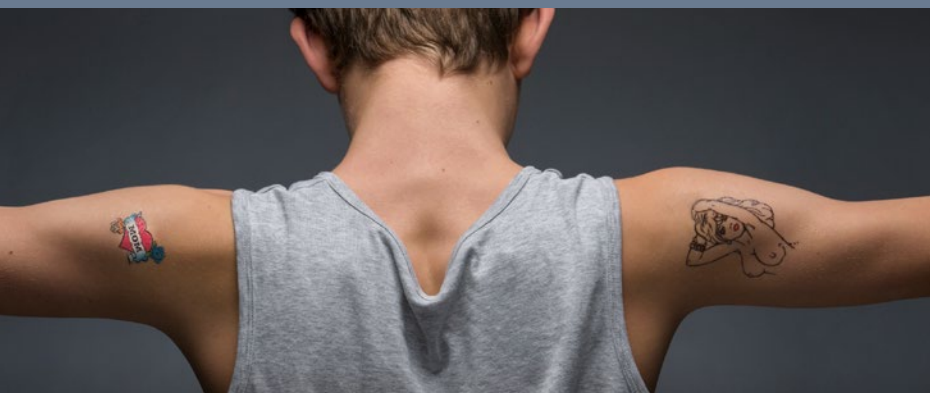


Matthias Franz / André Karger (Hg.)



Männliche Sexualität und Bindung

V&R



Matthias Franz/André Karger (Hg.)

Männliche Sexualität und Bindung

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 3 Abbildungen und 5 Tabellen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-46274-5

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Umschlagabbildung: © Sibylle Pietrek

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,

Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen /

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Inhalt

Vorwort	7
<i>Martin Dinges</i>	
Männliche Sexualität und Bindung als Thema der Sexualgeschichte?	17
<i>Toni Tholen</i>	
Die Bedeutung von Bindung für die Modellierung von Männlichkeiten in Literatur und Literaturwissenschaft	39
<i>Hans-Joachim Lenz</i>	
Sexualisierte Gewalt gegen männliche Flüchtlinge und Migranten – Skizze einer ersten Annäherung an ein verdecktes Problemfeld	57
<i>Martin Schott</i>	
Äußere Beziehung und innere Objekte bei Sexualstraftätern – ihre Bedeutung für Psychodynamik und Psychotherapie	95
<i>Heribert Bläß</i>	
Pornografie und die Angst vor (abhängiger) Bindung	113
<i>Hans Jellouschek</i>	
»Was lange hält ...« – Merkmale langjähriger Liebesbeziehungen aus männlicher Sicht	129
<i>Beate West-Leuer</i>	
»Love in the Office« – Sexualität am Arbeitsplatz zwischen Flirt und Belästigung	141

Bernd Nitzschke

Der alte Mann und das Mehr – Über die Grenzen
des (sexuellen) Begehrens im Alter 155

André Karger

Thanatos meets Eros – Männliche Sexualität bei Krebs 181

Wolfgang Bühmann

Hoden- und Prostatakrebs – sexuelle Ängste nach
der Diagnose 195

Matthias Franz

Genitalbeschneidung – Patriarchalische Loyalität statt Bindung 201

Hans Hopf

Die psychosexuelle Entwicklung des Jungen und
ihre Störungen 221

Hermann Staats

Männlicher Stolz? Bindungs- und Autonomiebedürfnisse
bei Jungen und Männern 235

Frank Dammasch

Emotionale Starrheit und die Angst vor der Sexualität
bei männlichen Jugendlichen 251

Sophinette Becker

Transsexualität, psychosexuelle Identität und
multiple Facetten männlicher Identität 273

Josef Christian Aigner

Männlichkeit und männliche Sexualität als das Andere,
Fremde – wovor Genderforscher/-innen Angst haben könnten 291

Die Autorinnen und Autoren 313

Vorwort

Der Impuls für dieses Buch stammt aus der therapeutischen Arbeit mit Männern, die sich in ihrer Beziehungsfähigkeit, Emotionalität und Sexualität als beeinträchtigt erleben. Psychoanalytiker und Psychotherapeuten sehen in ihren Behandlungen immer wieder Männer, die an der konflikthaften Unvereinbarkeit ihrer Beziehungs- und sexuellen Wünsche leiden – und sich selbst dabei oft nicht verstehen können. Anhaltende Beziehungskonflikte, aber auch das Erleben schwerer Belastungen gehen sehr häufig mit psychosomatischen Beeinträchtigungen einher – oft auch mit Auswirkungen auf die Sexualität. Ein Grund dafür ist, dass sowohl die Gestaltung von Beziehungen als auch der Umgang mit schweren Belastungen geprägt ist von kindheitlich erworbenen Bindungsmustern.

Die frühkindlichen Erfahrungen mit den elterlichen Bezugspersonen und ihren Reaktionen auf die kindlichen Affektsignale und die dahinter stehenden Impulse und Motive des Kindes werden im Wesentlichen vorsprachlich verinnerlicht und zu zeitstabilen Bindungsmustern verdichtet. Diese obligatorischen Bindungsstile spiegeln die kindlichen Erfahrungen im Umgang mit weitgehender Abhängigkeit wider. Je nach verinnerlichtem Bindungsmuster werden Abhängigkeit und emotionale Intimität in späteren Liebesbeziehungen auch noch von Erwachsenen beispielsweise als gefährlich und ängstigend vermieden oder als hilfreich oder sogar beglückend zugelassen. Dementsprechend werden die psychischen Repräsentanzen dieser kindlichen Beziehungserfahrung später zumeist unbewusst auf Liebespartner übertragen und bestimmen die konkreten Aspekte der sexuellen Begegnung.

Als sichere oder unsichere Bindungsdispositionen beeinflussen sie die späteren Ausformungen der Sexualität des Erwachsenen

innerhalb von Beziehungen (Ciocca et al., 2015). So projizieren sich kindlich erworbene Bindungsmuster in die gelebte männliche Sexualität hinein. Die Integration mütterlich wie väterlich vermittelter Bindungsrepräsentanzen in die sexuelle Identität kann Ausgangspunkt einer mehr oder weniger konflikthafter sexuellen Triebentwicklung werden. Ein unsicher-vermeidendes Bindungsmuster kann sich beispielsweise in einer emotional vom Beziehungspartner abgespaltenen, physiologisch aber kompetenten Sexualität, oder in Form sexueller Funktionsstörungen vermitteln. So kann im Laufe einer Psychotherapie der (vorübergehende) Verlust zuvor unbeeinträchtigtiger Erektionsfähigkeit bei vermeidend-gebundenen narzisstischen Patienten paradoxerweise im Einzelfall sogar einen Therapiefortschritt anzeigen, wenn die phallische Potenzfunktion zuvor unbewusst der Beherrschung und Kontrolle des Partners zur Vermeidung von Intimität und Abhängigkeit diente (vgl. Dunkley, Dang, Chang u. Gorzalka, 2016).

Dem Zusammenhang von frühen Bindungserfahrungen und den dadurch beeinflussten Ausformungen der Sexualität Erwachsener sind die Beiträge dieses Buchs gewidmet. Wie beeinflussen frühkindliche Erfahrungen mit den primären Bindungspersonen und in diesem Zusammenhang erlebte Verletzungen die Fähigkeit, innerhalb von späteren Beziehungen mit Sexualität umzugehen? Kann eine Sexualität gelebt werden, die die Beziehung vertieft, oder dient diese gerade der Abwehr von Abhängigkeit und Intimität und wird zum Symptom? Wie manifestieren sich kindliche Beziehungserfahrungen und früh verinnerlichte Bindungsmuster im gelebten Umgang mit Sexualität und Triebhaftigkeit? Kommt es zur Koexistenz von Trieb und Objekt innerhalb wechselseitig befriedigender Liebesbeziehungen oder existiert eine schizoide Spaltung, die bewirkt, dass das eine mit dem anderen nichts mehr zu tun hat? Und wie stellt sich dieser spannungsvolle Zusammenhang gerade beim männlichen Geschlecht dar?

Schon Sigmund Freud hat in seiner Arbeit »Triebe und Triebchicksale« auf die relative Unbestimmtheit sexueller Triebimpulse hingewiesen. Er schreibt vor fast genau hundert Jahren: »Das Objekt des Triebes ist dasjenige, an welchem oder durch welches der Trieb sein Ziel erreichen kann. Es ist das variabelste am Triebe, nicht ursprünglich mit ihm verknüpft, sondern ihm nur infolge sei-

ner Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung zugeordnet. Es ist nicht notwendig ein fremder Gegenstand, sondern ebensowohl ein Teil des eigenen Körpers. Es kann im Laufe der Lebensschicksale des Triebes beliebig oft gewechselt werden; dieser Verschiebung des Triebes fallen die bedeutsamsten Rollen zu« (Freud, 1915, S. 215).

Freud beschreibt hier den lockeren, den irritierbaren Zusammenhang von Trieb und Objekt. Die moderne Bindungstheorie weist uns darauf hin, dass frühe Erfahrungen von emotionaler Zuwendung oder Zurückweisung des Kindes durch die primären Bindungspersonen entscheidend auch für dessen Fähigkeit sind, Sexualität später als Erwachsener innerhalb einer Liebesbeziehung zu integrieren oder eben abzuspalten. Ein unsicher-vermeidender Bindungsstil wirkt sich auf die gelebte partnerschaftliche Sexualität anders aus als ein sicheres Bindungsmuster, das die emotionale und sexuelle Verbindung über alle Affektqualitäten hinweg erlaubt.

Zu diesem, Psychoanalytikern wohlbekannten klinisch-psychotherapeutischen Erfahrungswissen existieren heute auch empirische Untersuchungen. So konnte in einer explorativen Fallkontrollstudie an einer klinischen Stichprobe von Männern, die an funktionellen Erektionsstörungen litten, gezeigt werden, dass Männer mit disruptiven kindlichen Bindungserfahrungen früher und stärker beeinträchtigt unter Erektionsstörungen litten und häufiger Singles waren (Rajkumar, 2015). Stefanou und McCabe (2012) beschrieben in einer Übersicht Zusammenhänge zwischen einem ängstlich-vermeidenden Bindungsmuster und weniger befriedigend erlebten sexuellen Beziehungen, stärkerer Beeinträchtigung durch sexuelle Funktionsstörungen sowie weitere Auffälligkeiten.

Die komplexen Zusammenhänge zwischen kindheitlichen Bindungserfahrungen, Rollenstereotypen, späteren gesundheitlichen Belastungen und männlicher Sexualität beleuchteten im Rahmen des Männerkongresses 2016 (www.maennerkongress2016.de) ausgewiesene Expertinnen und Experten aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven. Ihre aktuellen Beiträge sind hier wiedergegeben.

Der Zusammenhang von Bindung und Sexualität markiert eine offensichtliche Leerstelle im Geschlechterdiskurs. Der Historiker und Männerforscher *Martin Dinges* zeigt einleitend in seinem Beitrag auf, dass in der Sexualgeschichte Verweiszusammenhänge zwischen

männlicher Sexualität und Bindung kaum aufzufinden sind. Die historischen Großtrends des Männerbildes seit dem Zweiten Weltkrieg sind vielmehr durch Normierung, Befreiung, später Normalisierung, Flexibilisierung und Entgrenzung umrissen, ohne dass das Bindungskonstrukt in wahrnehmbarer Weise repräsentiert war. Dementsprechend wird in dem Beitrag eine Spurensuche versucht, bei der insbesondere die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg beachtet wird.

Toni Tholen geht es aus literaturwissenschaftlicher Sicht um die Bedeutung von Bindung für die Modellierung von Männlichkeiten. Ausgehend von Connells männlichkeitstheoretischen Überlegungen zur emotionalen Bindungsstruktur (Kathexis) zeigt Tholen, inwiefern Bindung als dynamische Kategorie bei der Konfiguration von literarischen Männlichkeiten von Bedeutung ist. Skizziert werden Schritte auf dem Weg zu einer noch ausstehenden literarischen Emotionsgeschichte der Männlichkeit, welche Schreibprozesse von exemplarischen männlichen Autoren (bspw. Knausgård) in nicht-fiktionalen (z. B. autobiografischen) Texten miteinbezieht.

Hans-Joachim Lenz und Martin Schott widmen sich dem Thema der sexualisierten Gewalt, die Männer als Opfer erfahren und als Täter ausüben. *Hans-Joachim Lenz* befasst sich mit der männlichen Verletzbarkeit, die gesellschaftlich bis heute durch Geschlechterklischees verdeckt wird, am Beispiel der sexualisierten Gewalt gegen männliche Flüchtlinge und Migranten und ihrer kulturellen Verdeckung im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs. Obwohl seit Anfang der 1970er Jahre in der polizeilichen Kriminalstatistik jedes Jahr dokumentiert wird, dass die Opfer von Gewalttaten mehrheitlich Männer sind, ist (sexualisierte) Gewalt an Männern (immer noch) kein Thema der Sozial- und Gesundheitspolitik. Diese Problematik radikalisiert sich im aktuellen Umgang mit Flucht und Migration. Lenz zeigt, wie relevant sexualisierte Viktimisierung für Jungen und Männer im Kontext von Flucht und Migration ist, und kritisiert die strukturelle und personale Ignoranz herkömmlicher Geschlechter- und Migrationspolitik gegenüber der hohen Gewaltbetroffenheit von Männern und Jungen. Seine zentrale These ist, dass die Verletzbarkeit bei männlichen Flüchtlingen und Migranten doppelt verdeckt wird, da die Viktimisierung verleugnet und männliche Täterschaft einseitig in den Vordergrund gestellt wird.

Martin Schott geht auf den Zusammenhang zwischen frühesten Bindungserfahrungen, innerer Objektwelt und äußeren Beziehungen bei Sexualstraftätern ein. Viele Sexualstraftäter weisen als Ergebnis einer schwerwiegend beeinträchtigten kindlichen Entwicklung eine Persönlichkeitsstörung auf. Gestört ist dabei die fundamentale Bindung zum frühesten Liebesobjekt, zur Mutter, das mit nicht integrierbaren erotisierten und aggressiven Aspekten verinnerlicht wurde. Das ständig von innen durch Fragmentierung bedrohte unsichere Selbst muss durch Pseudoautonomie und emotionale Distanz geschützt werden. Im Delikt und der dazugehörigen Fantasie wird das traumatisierte Erleben des Kleinkindes durch Umwandlung ohnmächtigen Ausgeliefert- und Verlassenseins in narzisstischen Triumph und das Ausagieren von Wut kompensiert. Der Autor eröffnet vor diesem objektbeziehungstheoretischen Hintergrund therapeutische Zugangsmöglichkeiten und Perspektiven und hinterfragt zugleich die aktuellen forensischen Therapiekonzepte, die einseitig mehr auf eine Deliktaufarbeitung als auf einen beziehungs- und entwicklungspsychologischen therapeutischen Ansatz zielen.

Heribert Bläß betrachtet aus klinisch-psychoanalytischer und entwicklungspsychologischer Sicht das Phänomen der zumeist von Männern in Form von Internetpornografie und interaktiven Cybersexangeboten genutzten computervermittelten Sexualität. Diese virtuelle Welt lässt sich als realitätsnahe Manifestation eigener sexueller Fantasien verstehen und kann daher nicht nur als pathologisches Phänomen betrachtet werden. Unter dem Aspekt der Belebung eigener Fantasien kann sie, insbesondere bei Jugendlichen, sogar zum Aufbau eigener sexueller Repräsentanzen verwendet werden. Diese kreative Unterstützung eigener sexueller Fantasien ist aber nur möglich im Rahmen bestehender ödipaler Identifikationen, weil Pornografie hier eine Spielart sexueller Fantasie darstellt und gegebenenfalls wieder aufgegeben werden kann. Eine andere Funktion erhält sie bei unterschiedlichen Störungen der Bindung an Mutter und Vater. Insbesondere bei Fortbestehen einer dyadischen Bindung des Jungen an seine Mutter und damit auch an ihren Körper, kann Pornografie entweder als Abwehr oder als Reparationsversuch eingesetzt werden. Exzessive Nutzung von Pornografie und begleitende Masturbation können dann der Abwehr

einer gefürchteten Abhängigkeit dienen. Bläß demonstriert diese Zusammenspiele anhand von Fallbeispielen.

Zum Themenbereich Bindung, Treue und sexuelle Paarbeziehung schreibt *Hans Jellouschek* zu den Merkmalen langjähriger Liebesbeziehungen aus männlicher Sicht. Auch für Männer ist die Dauerhaftigkeit ihrer Paarbeziehung von großer Bedeutung. Der Autor beschreibt vor dem Hintergrund seiner langjährigen therapeutischen Erfahrungen, was Männern für eine dauerhafte Bindung wichtig ist und worauf sie besonderen Wert legen. Er thematisiert Unterschiede zur weiblichen Perspektive und schildert praxis- und erfahrungsnah, welche Beziehungsprobleme daraus entstehen können.

Nirgendwo gibt es so viele Flirtmöglichkeiten wie am Arbeitsplatz – der Ort, an dem sich die meisten Liebesbeziehungen anbahnen. *Beate West-Leuer* weist auf die unvermeidliche Präsenz von Eros und Psyche auch in der Arbeitswelt hin. Können Führungskräfte diese Realität als arbeitsweltliche Dimension integrieren, dann können sie bei sich selbst und ihren Mitarbeitern erotische Gedanken und Gefühle zulassen, ohne diese zwanghaft auszuagieren. Flirtbeziehungen am Arbeitsplatz haben jedoch den klar definierten Grundsatz der Freiwilligkeit. Die Autorin zeigt dies anhand von Fallbeispielen und demonstriert die fatalen Folgen eines nicht offenen Umgangs mit sexueller Belästigung am Arbeitsplatz.

Der Bereich männliche Sexualität und (beschädigte) Körperlichkeit wird von Bernd Nitzschke, André Karger, Matthias Franz und Wolfgang Bühmann bearbeitet. *Bernd Nitzschke* setzt sich zunächst mit dem traditionellen Bild der Männerrolle auseinander. Der *richtige Mann* gibt niemals auf, kennt keine Schwächen und keinen Schmerz, ist durchsetzungsfähig, leistungs- und konkurrenzorientiert – bis in das hohe Alter. Mutig im Kampf und in Gefahr bleibt er doch fair und zollt seinem Gegner Respekt. Ausgehend von dem heldenhaften Archetyp, den Hemingway beschrieb und verkörperte, beschäftigt sich Nitzschke mit der Frage, was geschieht, wenn der (alte) Mann an Grenzen stößt, wenn der Schmerz des Abschiednehmens spürbar und der Rückblick auf sein Männerleben unausweichlich wird. Nicht nur Alter, sondern auch Krankheit bedrohen die narzisstische Integrität jedes Mannes. Im Besonderen stellt eine Krebserkrankung eine existenzielle Herausforderung dar, die den

Erkrankten mit der Möglichkeit des eigenen Sterbens konfrontiert. Viele Patienten berichten während und nach einer Krebserkrankung über den Verlust oder deutliche Einschränkungen ihrer Sexualität. Die Problematik wird noch verstärkt, sind wie bei der häufigsten Krebserkrankung des Mannes, dem Prostatakrebs, die Sexualorgane selbst betroffen. Im Beitrag von *André Karger* berichten Patienten mit Prostata- und Hodenkrebs über ihren Umgang mit der Sexualität in der Partnerschaft. Dabei verstellen männliche Geschlechternormen (in unserem Gesundheitssystem und bei den Betroffenen) oft adäquate Hilfen für Männer in einer solchen Situation. Hier ist gesundheitspolitisches Handeln gefordert, um Mentalitäten (von Patienten und Ärzten) und Versorgungsbarrieren zu verändern.

Auch der Urologe *Wolfgang Bühmann* thematisiert die sexuellen Ängste und Fragen von Männern nach der Diagnose eines Hoden- oder Prostatakrebses: »Wie gut kann ich noch?« und »Muss ich denn noch wollen oder darf ich auch nicht mehr können?«. Neben der seelischen Belastung durch die Diagnose und die körperlichen Strapazen durch die eingreifenden Behandlungen werden die zumeist jungen Hodentumorpatienten von Versagensangst um ihre sexuelle Kompetenz und je nach Lebensstadium auch um ihre Familienplanung umgetrieben. Aber auch Prostatakarzinom-Betroffene sorgen sich um sexuelle Beeinträchtigungen als mögliche Behandlungsfolge. Stetige Behandlungsfortschritte mit Langzeitüberlebensraten von über 90 Prozent bei beiden Krebserkrankungen dürften nicht über die individuellen seelischen Probleme hinwegtäuschen. Bühmann fordert deshalb für Betroffene hinsichtlich der Stabilisierung auch der seelischen Lebensqualität eine leistungsfähige und nachhaltige psychoonkologische Begleitung.

Matthias Franz widmet sich dem Tabuthema der rituellen Jungenbeschneidung und weist auf den transgenerationalen Charakter der traumatisch erzeugten patriarchalischen Loyalität hin. Aus medizinischer Sicht gibt es keinen Grund, einem gesunden Jungen seine gesunde Vorhaut abzuschneiden. Die rituelle Beschneidung von Jungen ohne medizinische Indikation ist eine traumatische Verletzung ihrer genitalen kindlichen Integrität. Dieser potenziell mit erheblichen medizinischen Risiken verbundene Eingriff bewirkt aus psychoanalytischer Sicht bei vielen der Jungen bleibende Ängste um

ihre Männlichkeit und als Reaktion darauf einen hochkränklichen Ehrbegriff. Dies gilt besonders dann, wenn die Beschneidung in einer für die sexuelle kindliche Entwicklung vulnerablen Entwicklungsphase vorgenommen wird. Nicht selten resultieren dann Vertrauensbrüche in der Elternbeziehung und als Abwehr dieser Erfahrung eine patriarchalische Loyalität und Identifikation mit dem Aggressor. Die auf die Mutter gerichtete Enttäuschungswut, zu der vor der Beschneidung eine wechselseitige Idealisierungsbeziehung bestand und die trotzdem die Beschneidung nicht verhinderte, kann nach diesem abrupten Bruch dann später tief greifende Ängste vor einer unkontrollierten Weiblichkeit und einer selbstbestimmten weiblichen Sexualität bewirken. Für die destruktive Tiefenwirkung und die zuweilen neurotischen Ausformungen dieser sexuellen Gewalterfahrung besteht in weiten Teilen der Öffentlichkeit und der Politik trotz wachsender Sensibilisierung für den Kinderschutz bislang weder ein empathisches noch ein intellektuelles Bewusstsein.

Zu kindlichen Entwicklungsaspekten männlicher Identitäts- und Sexualitätsformen schreiben aus psychoanalytischer Sicht abschließend Hans Hopf, Hermann Staats, Frank Dammasch, Sophinette Becker und Josef Christian Aigner. Der Kinder- und Jugendlichenpsychoanalytiker *Hans Hopf* beschreibt zunächst die allgemeine psychosexuelle Entwicklung des Jungen. Aufgrund ihres komplexen Verlaufs von der primären Entidentifizierung über die phallische Phase sowie die Triangulierung bis hin zum Ödipuskomplex ist sie in besonderer Weise störbar. Der Beitrag verdeutlicht die Rolle des Vaters für die Entstehung der männlichen Identität und für die Entwicklung unterschiedlicher Varianten von Männlichkeit im Beziehungsdreieck zwischen Mutter, Vater und Kind. Dabei geht Hopf auch auf die Bedeutung von Übergriffigkeiten, Missbrauch und sadistischer Gewalt ein.

Hermann Staats bringt den Begriff des männlichen Stolzes aus bindungstheoretischer Perspektive in Verbindung mit Bindungs- und Autonomiebedürfnissen bei Jungen und Männern. Der Autor interpretiert männlichen Stolz als ein Erlebens- und Verhaltensmuster, das der Bewältigung von Konflikten zwischen Bindungswünschen und Autonomiebedürfnissen dient. Der Autor plädiert auch unter Berücksichtigung empirischer Befunde für einen differenzierten

Umgang mit jungenhaftem und männlichem Stolz in Familien, Kitas, Schulen und im öffentlichen Raum, um *männlichen Stolz* in seinen Funktionen besser zu verstehen – als Beziehungsangebot, als Mittel der Bewahrung von Bewährtem, als Hilfe bei der Bewältigung von Angst und als Element männlicher Sexualität und Aggression.

Frank Dammasch beschreibt in einer psychoanalytischen Fallstudie die Behandlung eines emotional- und kontaktgestörten männlichen Jugendlichen. Er zeigt auf, dass der bewusste auf Mädchen bezogene Hass des Patienten seine Wurzeln im unbewussten Hass auf die eigenen weiblich-mütterlichen Anteile hatte. Dies hatte Entwicklungskonflikte zur Folge, welche die Entwicklung und die positive Integration sexueller Impulse und Beziehungswünsche beeinträchtigen. Dies bildete sich auch in der therapeutischen Beziehung ab. Im Zentrum des intrapsychischen Konflikts und der Entwicklungshemmung des Jugendlichen steht dessen Angst vor frühen Versagungsgefühlen und Abhängigkeitswünschen aus der Mutter-Sohn-Beziehung. Dammasch illustriert mit dieser Fallstudie mögliche Hintergründe dafür, dass männliche Jugendliche sich zunehmend der Auseinandersetzung mit den psychosexuellen Entwicklungsaufgaben der Pubertät durch Lernstörungen und Triebverleugnung entziehen.

Die Sexualwissenschaftlerin *Sophinette Becker* setzt sich damit auseinander, dass derzeit in unserer Kultur die Grenzen zwischen den Geschlechtern flexibler zu werden scheinen und die Trennschärfe zwischen den sexuellen Orientierungen und Kategorien abnimmt. Viele alte Gewissheiten in Bezug auf Geschlecht und sexuelle Orientierung sind so ins Wanken geraten – und existieren gleichzeitig fort. Vor diesem Hintergrund geht sie der Frage nach, wie transsexuelle Entwicklungen bei biologischen Männern Facetten, Probleme und Krisen männlicher Identität codieren.

Josef Christian Aigner greift schließlich anknüpfend an Hopf die erst in den letzten Jahren zunehmend erkannte Bedeutung und die distinktiven Funktionen des Vaters im Vergleich zur Mutterbeziehung auf. Die herkömmliche Konstellation der patriarchalen Familie mit Mutterdominanz und fernem Vater erzeugt eine spezifische Beziehungskonstellation, die insbesondere für Jungen und ihre Entwicklung problematische Folgen zeitigen kann. Aigner kontrastiert

im Weiteren die gegenläufige Tendenz aktueller Gendertheorien, welche die Bedeutung des Unterschieds zwischen Müttern und Vätern und so auch zwischen den Geschlechtern tendenziell nivelliert. Aigner geht diesem Widerspruch entlang der körperlichen und sexuellen Entwicklung nach, fragt nach den Folgen für die Jungen und versucht zu zeigen, welche Ausblendungen und genderpolitischen Befürchtungen einer Vernachlässigung oder gar Leugnung des Geschlechtsunterschieds und seiner Bedeutung für das Mannwerden zugrunde liegen könnten.

Matthias Franz und André Karger

Literatur

- Ciocca, G., Limoncin, E., Di Tommaso, S., Mollaioli, D., Gravina, G. L., Marcozzi, A., Tullii, A., Carosa, E., Di Sante, S., Gianfrilli, D., Lenzi, A., Jannini, E. A. (2015). Attachment styles and sexual dysfunctions: a case-control study of female and male sexuality. *International Journal of Impotent Research*, 27 (3), 81–85.
- Dunkley, C. R., Dang, S. S., Chang, S. C., Gorzalka, B. B. (2016). Sexual functioning in young women and men: Role of attachment orientation. *Journal of Sex and Marital Therapy*, 42 (5), 413–430.
- Freud, S. (1915). *Triebe und Triebchicksale*. G. W. Bd. X. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Rajkumar, R. P. (2015). The impact of disrupted childhood attachment on the presentation of psychogenic erectile dysfunction: an exploratory study. *Journal of Sexual Medicine*, 12 (3), 798–803.
- Stefanou, C., McCabe, M. P. (2012). Adult attachment and sexual functioning: a review of past research. *Journal of Sexual Medicine*, 9 (10), 2499–2507.

Martin Dinges

Männliche Sexualität und Bindung als Thema der Sexualgeschichte?

Die Einladung, als Historiker einen Beitrag für diesen Band zu liefern, zeigt das Interesse der Nachbardisziplinen für die Geschichtswissenschaft, ist aber auch eine Herausforderung. Ich habe das Problem einer angemessenen Fassung des Themas durch das Fragezeichen am Ende des Titels auszudrücken versucht. Die Bindungsforschung betraf ja zunächst entwicklungspsychologische Aspekte der Kindheit. Man hatte beobachtet, dass bestimmte Formen der Interaktion zwischen Mutter und Kind einen positiven oder negativen Einfluss auf die spätere Entwicklung haben. So fördert feinfühliges Verhalten Bindung. Missbrauch oder Vernachlässigung hingegen haben einen besonders negativen Einfluss, der eine psychische Störung auslösen oder begünstigen kann. Auch gelten stabile längere Bindungen als der wichtigste Schutzfaktor vor psychischen Störungen. Solche Beziehungen können offenbar auch die Folgen von traumatischen Erfahrungen, wie sexuellem Missbrauch oder Misshandlung, abmildern (Tress, 1986, S. 129). Schließlich gibt es einen transgenerationalen Effekt: Günstige Bindungsrepräsentanzen bei den Eltern fördern die Entwicklung entsprechend günstiger Bindungstypen bei den Kindern. Legt man das Vierphasenmodell nach Bowlby zugrunde, dann sind nach den ersten sechs Lebensmonaten insbesondere die ersten drei Lebensjahre entscheidend, auch wenn später noch eine gewisse Plastizität besteht. Allerdings sind all diese Zusammenhänge höchst komplex, wie nicht zuletzt die Mannheimer Längsschnittstudie zeigte (Laucht, 2015, bes. S. 64–68; Tress, 1986, S. 28 ff.).

Wo lassen sich nun Bezüge zum Thema Sexualität herstellen? Zusammenhänge zu liberalen Sexualverhältnissen und mangelhafter Verhütung bestehen, sind aber indirekt. Die Bindungsforschung belegt ansonsten, dass sexuell missbrauchte Jungen etwas andere

Kompensationen suchen als Mädchen. Eine weitere Problemstellung wäre der Zusammenhang von Bindungserfahrung und männlicher Sexualität, die manchmal mit Bindungsangst einhergeht – aber auch das ist ein Thema für Psychologen, nicht für Historiker; da mangelt es uns schlicht an Quellen.

Ist schon der Zusammenhang von Bindungstheorie mit Sexualität nicht gerade eng, so ist eine sexualitätsgeschichtliche Rekonstruktion noch schwerer herzustellen. Natürlich könnte man in die Wissenschaftsgeschichte ausweichen und über die frühe Rezeption der Bindungstheorie und ihre empirische Überprüfung in der DDR berichten. Sie führte zu politisch so unerwünschten Ergebnissen, dass man die Forschung schleunigst einstellte (Plückhahn, 2000). Mittlerweile sind einige der damaligen Annahmen, die gegen eine frühe umfassende Betreuung sehr kleiner Kinder durch Dritte sprachen, allerdings widerlegt. Stichworte sind hier die funktionale Bindung, die Kinder zur Pflegemutter entwickeln können, und die entscheidende Bedeutung der Qualität, nicht der Quantität, der Präsenz einer Hauptbezugsperson; außerdem werden die Bindungen an die Väter höher eingeschätzt als damals. Die Väter kamen aber erst um die Jahrtausendwende in den Blick – da mittlerweile die Überbetonung der Mutterrolle in der Nachkriegspsychologie relativiert war (Zaretsky, 2009, S. 353 ff.). Immerhin zeigt sich hier die gesellschaftliche Relevanz solcher Ergebnisse. Über deren Bewertung wurde später in der BRD bei der geplanten Einführung von Krippenplätzen für ein Drittel der Kinder erneut trefflich gestritten.

In der gängigen Sexualitätsgeschichte geht es jedenfalls um ganz andere Probleme als um Bindung und Bindungsfähigkeit.¹ Vielmehr thematisierte man Normierung, Befreiung, später Normalisierung, Flexibilisierung, Virtualisierung und Entgrenzung – von Sexualität (Dinges, 2017). Die Bindungswirkung von Sexualität wurde allenfalls in Bezug auf Paare erwähnt. Die Auswirkungen auf Dritte, also Kinder, waren nie von Interesse.

Ich habe mir deshalb vorgenommen, einen kurzen Überblick über die deutsche Sexualitätsgeschichte der letzten 80 Jahre zu bieten, also

1 Explizit wird das von einem etwas irritierten Befragten angesprochen in Schmidt, Matthiesen, Dekker und Starke (2006, S. 92).

über die Zeit, die heute lebende Personen, die in der Beratung auftauchen, noch direkt oder indirekt beeinflusst.

Ich tue das anhand zweier Fragestellungen, die eine Beziehung zur Bindungstheorie herstellen: Wie wirkten sich die *Sexualitätsregime*, also die zeitgenössischen normativen Rahmungen erwünschter Sexualität, aus

1. auf die Stabilität von Paarbeziehungen und damit
2. auf die Chancen der Kinder, stabile Bindungen zu entwickeln?

Hintergrund meiner Überlegung ist der aktuelle Stand der psychologischen Forschung. Danach bieten stabilere Paare bessere Voraussetzungen für die Entwicklung solider Bindungen. Ich weiß sehr wohl, dass zwanghaft zusammenbleibende Partner kein Erfolgsmodell sind und Scheidungen lange vor ihrem Vollzug Schatten werfen. Aber die psychologische Forschung macht es plausibel, dass eine frühzeitige Beendigung der Paarbeziehung, insbesondere für sehr kleine Kinder, erhöhte Risiken birgt. Scheidungen können für alle Beteiligten hilfreich sein, für die Kinder sind sie aber oft am schwierigsten zu bewältigen. Das gilt wegen der Trennungsverarbeitung sowie der Reorganisation des mentalen Bindungsmodells. Dazu kommt die psychisch hohe Belastung der Mutter (Franz, 2013, S. 82 f.; Gloger-Tippelt u. König, 2003, S. 142 f.). Die dissoziativen Wirkungen von Trennungen sind außerdem bei Jungen höher als bei Mädchen (Franz, 2013, S. 85, S. 87 ff., S. 92–97; Schlack, 2013, S. 128–132, S. 139). Zusätzlich belastend ist es, wenn der mit dem Kind allein bleibende Elternteil – viele Jahrzehnte war das fast immer die Mutter, heute ist das wieder zu 90 Prozent der Fall – auch noch fast ausschließlich für die ökonomische Sicherung des Haushalts zuständig ist.² Die Vollzeitbeschäftigtenquote ist auch deshalb bei Alleinerziehenden mit 42 Prozent immer noch deutlich höher, als bei Müttern in Paarhaushalten mit 27 Prozent

2 Dazu trägt oft bei, dass der Erzeuger nicht zahlt – aus welchen Gründen auch immer. Siehe dazu die in den Medien stark rezipierte Studie von Lenze (2014, S. 19–21). Diese Bertelsmann-Studie zur Finanzlage der Alleinerziehenden ist umstritten, da die Datenlage, insbesondere zur Zahlungsunwilligkeit der Väter, nicht überzeugt.

(Kraus, 2014, S. 62 f.).³ Wiederverheiratungen sind bei allen Geschiedenen, auch denjenigen ohne Kinder, häufig: Generell waren sie in der ersten Dekade des neuen Jahrtausends jedenfalls bei 35- bis 45-jährigen Frauen häufiger als Erstverheiratungen in dieser Altersgruppe (Kraus, 2014, S. 55 f.). Auch hier gilt: Patchwork-Familien können gut funktionieren, aber besonders für Kinder sind sie herausfordernd. Dementsprechend werde ich versuchen, für die einzelnen Zeitabschnitte Informationen zusammenzutragen, die Rahmenbedingungen für die Entstehung guter Bindung charakterisieren und in ihrer recht unterschiedlichen gesellschaftlichen Bewertung historisch situieren:

- Dauer von Partnerschaften und Ehen,
- Scheidungen,
- Anzahl unehelicher Geburten,
- Anzahl von Einelternfamilien und
- Berufstätigkeitsquoten von Müttern, insbesondere kleiner Kinder.

Vorbemerkung zum Kindesmissbrauch

Sexualität, insbesondere die vom Thema des Buches geforderte männliche Sexualität, kommt aber nicht nur bei Paarbildung und Dauer von Partnerschaften ins Spiel, sondern auch im Zusammenhang mit Kindesmissbrauch, zu dem ich vorab noch einige Bemerkungen machen muss. Das ist eine der massivsten Beschädigungen von Bindung und Vertrauen (Engfer, 2016). Die Wahrscheinlichkeit von Missbrauch ist in zwei Typen von Elternpaaren mit sehr ungleicher Machtverteilung besonders häufig: Wenn die Mutter besonders dominant oder wenn sie besonders hilflos ist und der Vater jeweils die Gegenposition ausfüllt (Haag, 2015, S. 163). Dementsprechend sollen ausgeglichene Paarkonstellationen weniger zu Missbrauch führen. Schließlich sind Kinder, die als wenig geschützt wahrgenommen werden, stärker gefährdet; Stiefkinder gelten als klassisches Opfer. Sexueller Missbrauch ist dabei nur die Spitze des Eisberges von verschie-

3 Die Beschäftigungsquoten sanken von 1997 bis 2009 um ein Fünftel – unfreiwillig bei den Alleinerziehenden. Deren Beschäftigungsverhältnisse sind öfter befristet, also prekär – und das mit zunehmender Tendenz; Alleinerziehende sind außerdem länger und häufiger arbeitslos.

denen Arten des Missbrauchs, mit dem das Vertrauen von Kindern zerstört wird (Jungnitz, Lenz, Puchert, Puhe u. Walter, 2007, S. 19 ff., S. 45 ff.). Aus historischen Untersuchungen über uneheliche Kinder weiß man, dass Nichtanerkennung und Missachtung von diesen Kindern als zweitschwerste Belastung empfunden wurde – übrigens deutlich vor Erfahrungen materieller Armut (Arbeitsgruppe Illegitimität, 2004, S. 360, S. 337, S. 356; vgl. auch Dinges, 2013).

Sieht man sich allerdings aktuelle Zahlen zum sexuellen Missbrauch an, dann zeigt sich, dass der Zusammenhang mit der gängigen Kernfamilie eher indirekt ist.⁴ Zunächst zu den Prävalenzen: Schließt man Handlungen ohne Körperkontakt und Akte von Gleichaltrigen aus, dann bleiben in der Gegenwart folgende Größenordnungen für den zumeist einmaligen Fall des sexuellen Missbrauchs: 6 bis 10 Prozent der befragten Frauen und 2 bis 3,4 Prozent der befragten Männer machten, als sie unter 14 Jahren alt waren, solche Erfahrungen. Mädchen waren also etwa dreimal häufiger betroffen (Engfer, 2016, S. 15). Der Anteil schwerster Fälle (mit Penetration auch bei Jungen) lag bei beiden Geschlechtern etwa gleich hoch, nämlich bei einem Fünftel. Missbrauch durch Frauen ist also nicht weniger gewalttätig.

Bei 97,5 Prozent der weiblichen Opfer und bei 78,7 Prozent der männlichen Opfer sind die Täter Männer (Engfer, 2016, S. 18). Unter den zumeist männlichen Tätern stellten Bekannte die Hälfte aller Täter, Fremde ein Fünftel; alle Verwandten und Angehörigen demgegenüber nur ein Viertel. Hier ist auch der sehr geringe Anteil der Väter und Stiefväter eingeordnet – sowie die noch sehr viel seltener beteiligten Mütter und Stiefmütter.

Allerdings nimmt man an, dass der Anteil der weiblichen Täter unterschätzt wird, da Frauen mehr Körperkontakt zugestanden wird und deshalb Missbrauch leichter kaschiert werden kann, außerdem Jungen, die von Frauen missbraucht werden, dies seltener so bezeichnen (Jungnitz et al., 2007, S. 55 ff.). Sexueller Missbrauch durch Frauen wird zumeist von Müttern begangen, und dies über lange Zeit (Günther, 2000, S. 190). Insgesamt kann man aber feststellen, dass der sexuelle Missbrauch durch eine Bindungsperson, der besonders stark

4 Zur Methodik vgl. Ernst (2005), Mosser (2009, S. 21–27), Jungnitz et al. (2007, S. 49).

traumatisiert, sehr viel seltener ist als in der öffentlichen Wahrnehmung (Strauß u. Schwartze, 2016, S. 113).⁵ Ein besonderer Zusammenhang des sexuellen Missbrauchs mit der Konstellation, dass Mütter allein erziehen, ist nach meiner Kenntnis bisher nicht belegt (Elliott, 1995, S. 176–276; Günther, 2000, S. 61–65, S. 86–89; Haag, 2015).

Schließlich sind nach der polizeilichen Kriminalitätsstatistik auch keine quantitativen Veränderungen im Zeitablauf feststellbar: Von 1985 bis 1995 blieben die Raten pro 100.000 Kinder gleich, auch die Befragungen älterer Alterskohorten ergeben keine Varianz. Ich habe deshalb das Missbrauchsthema nicht weiter verfolgt (Engfer, 2016, S. 16).⁶

Ich versuche nun, den Wandel der privaten Lebensformen und ihre Auswirkungen auf Bindungschancen im Rahmen der verschiedenen Sexualitätsregime ohne kulturpessimistische Färbung vorzustellen, und bin mir dabei der Schwierigkeit bewusst, mit Plausibilitäten argumentieren zu müssen.

Bevölkerungspolitisch und rassistisch inspirierte Teilentkopplung von Ehe und Sexualität während der NS-Zeit und deren Nachwirkungen

Ein Blick auf die NS-Sexualpolitik ist unumgänglich: Ziel der Rassegesetze war die Verhinderung legitimer Paarbildung und des außerehelichen Verkehrs zwischen Juden und Nicht-Juden. Dieser war nur für Männer strafbar; Frauen hielt man für passiv und wollte außerdem ihre Motivation zur Denunziation befördern. Die Erbgesundheitsgesetze gegen »geistig oder körperlich minder Bemittelte« sollten »erbkranken Nachwuchs« verhindern, was zu fast 400.000 Sterilisierungen führte.⁷ Demgegenüber erleichterte die NS-Regierung 1938 Scheidungen nach dem Zerrüttungsprinzip,

5 Brisch (2003, S. 111) weist allerdings auf die ebenfalls einschneidende Rolle von Missbrauchserfahrungen mit Personen in einer Fürsorgestelle hin.

6 Günther (2000, S. 171 f.) weist auf den Rückgang im Hellfeld hin: So sank die Häufigkeitszahl pro 100.000 Einwohner von 31,9 im Jahr 1955 auf 19,2 im Jahr 1996, was vielleicht auf eine sinkende Anzeigebereitschaft zeigt.

7 Als Erbkrankheiten im Sinne des Gesetzes galten: angeborener Schwachsinn, Schizophrenie, zirkuläres (manisch-depressives) Irresein (heute Bipolare Störung), erbliche Fallsucht (heute Epilepsie), erblicher Veitstanz (heute

um die Geburtenrate zu erhöhen. Das führte zu einer kurzen Welle nachgeholter Scheidungen, die Paare, die nicht zusammenbleiben wollten, nach drei Trennungsjahren entlastete.

Die Radikalisierung von Männlichkeit nach dem Modell des NS-Soldaten, das heißt die Erziehung zur Härte anderen, aber auch sich selbst gegenüber, senkte die Empathiefähigkeit von Männern gezielt ab und förderte autoritäres Gebaren in Paaren und gegenüber Kindern (Müller-Münch, 2012, S. 79 f.). Sexuelle Beutezüge der Soldaten während des Krieges lockerten die bisherige Einhegung von Sexualität in der Ehe und konnten bis zur brutalen sexuellen Ausbeutung der eigenen Kinder führen (Mühlhäuser, 2010, S. 368, S. 373 f., S. 378; Müller-Hohagen, 1994, S. 216–220; Müller-Hohagen, 2005, S. 73 f., S. 108). Die Traumatisierung durch Kriegserfahrungen und die Schwierigkeiten der Rückkehrer, diese mitzuteilen, führten zu erheblichem Druck in den Familien und konnten Gewaltneigungen fördern (Goltermann, 2009, S. 130–162).

Für das Verhältnis zu Kindern ist der Hinweis auf die ideologische Rechtfertigung von Strenge in der Erziehung besonders wichtig. Die NS-Erziehungslehre von Johanna Haarer, deren Buch »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind« bis 1987 in fast 1,2 Millionen Exemplaren verkauft wurde, setzte systematisch darauf, keine emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind entstehen zu lassen, damit diese nicht durch das Kind manipulierbar wird.⁸ Vielmehr sollte schon der Säugling auf Folgebereitschaft hin konditioniert werden, indem man den Blickkontakt zu ihm mied. Weiter ließ man ihn außerhalb der streng regulierten Stillzeiten schreien, auch wenn er im dunklen Zimmer nicht einschlafen wollte. Das Motto war: »Versagt auch der Schnuller, dann, liebe Mutter, werde hart!« (Haarer, 1943, S. 121 f., S. 171 ff., S. 176). Im zweiten Vierteljahr seines Lebens sollte man dem Säugling beim Zufüttern Tischsitten beibringen und abgelehnte Nahrung zum nächsten Regelzeit-

Chorea Huntington), erbliche Blindheit, erbliche Taubheit, schwere erbliche körperliche Missbildung. Ferner konnte unfruchtbar gemacht werden, wer an »schwerem Alkoholismus« litt.

- 8 Ähnliche Tendenzen waren aber bereits älter und existierten zeitgenössisch auch zum Beispiel in den USA, s. Höffer-Mehlmer (2003, S. 171–175); s. aber Chamberlain (1998, bes. S. 118–128).

punkt wieder anbieten – nichts anderes (vgl. Haarer, 1951, S. 76). Kurz, man solle nicht »Psychologie« anstelle von Erziehung setzen (Haarer, 1943, S. 262, S. 274).⁹ Haarers zweites Erziehungsbuch für die Zwei- bis Sechsjährigen »Unsere kleinen Kinder« wurde ebenfalls bis ins dritte Jahrzehnt der Bundesrepublik weiter aufgelegt. Es betont 1936 wie 1951 mit identischen Handlungsempfehlungen die überragende Rolle der Erziehung zum Gehorsam, die Zulässigkeit und Notwendigkeit von Schlägen sowie die Bedeutung regelmäßiger Entleerungen und des frühen »Sauberwerdens« (vgl. zu Gehorsam: Haarer, 1936, S. 181; 1951, S. 93; zur Vermeidung von Verkehrs- und Hausunfällen: 1936, S. 231; 1951, S. 91; zu Schlägen: 1936, S. 184; 1951, S. 99; zur Entleerung etc.: 1936, S. 46; 1951, S. 165).¹⁰

Das NS-Sexualregime nahm mit seiner Scheidungspolitik also kurzfristig etwas Druck aus manchen Beziehungen. Viel wichtiger war anderes: Kriegsfolgen und -erlebnisse sowie das brutalisierte Männlichkeitsleitbild und die offiziell propagierte Erziehungslehre verringerten die Chancen der Kinder, förderliche Bindungen aufzubauen.¹¹ Erschwerend kam als Kriegsfolge hinzu, dass viele Mütter zunächst Vaterabwesenheit ausgleichen und nach dem Tod des Partners als Alleinerziehende die ganze Familie ernähren mussten – also unter hohem Druck standen.

9 Vgl. zur Implementation in Mütterschulungskursen Quindeau, Einert und Teuber (2012, S. 97).

10 Auch die Verbreitung dieses Werkes muss sehr hoch gewesen sein. Bereits die Auflage von 1951 wird mit »251. bis 262. Tausend« angegeben, die »vollständig neu bearbeitete Auflage« erreicht bis 1972 noch einmal das 267. Tausend. Die einzige Modifikation, die ich an den einschlägigen Stellen feststellen konnte, betraf das Ziel der »Hebung der Geburtenzahl«. So sollten »saubere Kinder« (1936, S. 48) den anderen Volksgenossen »Lust auf Kinder machen«. Eine Übersetzung ins Spanische erfolgte 1970. Daneben erschien im Münchner Verlag Gerber von 1950 bis 1970 noch ein Werk über Schulkinder; 1957 ein Buch über Erziehung von Kindern auf dem Land (Bayerischer Landwirtschaftsverlag, neu aufgelegt 1959).

11 Ihre jüngste Tochter hat die besonderen Schwierigkeiten, Bindung herzustellen, schmerzhaft erfahren und eindrucksvoll verarbeitet. Vgl. J. Haarer, G. Haarer (2012, bes. S. 384f.); vgl. auch Lorenz (2012, S. 165f. zum Enkel Michael Haarer).

Die sogenannten »wilden Jahre« direkt nach dem Krieg waren durch große Not und erhebliche Unordnung, nicht zuletzt durch gewaltige Bevölkerungsverschiebungen, gekennzeichnet. »Die Gefallenen und Vermissten hinterließen mehr als 1,7 Millionen Witwen sowie fast 2,5 Millionen Halbweisen und Vollweisen. Geschätzt wuchs ungefähr ein Viertel aller Kinder nach dem Zweiten Weltkrieg auf Dauer ohne Vater auf« (Radebold, 2004, S. 115–119).¹² Die Erleichterung, das Grauen überlebt zu haben, führte auch zu manchem entlastenden Exzess.

Ein Indikator ist die Rate unehelicher Geburten. Sie verdoppelte sich nach geringen 8 Prozent in den 1930er Jahren 1946 einmalig auf über 16 Prozent, um von über 12 Prozent im Jahr 1947 bis 1964 wieder auf unter 5 Prozent abzusinken (Statistisches Bundesamt, 1972, S. 108). Tress hat allerdings gezeigt, dass uneheliche Geburt korrelationsstatistisch für die spätere psychische Gesundheit nicht relevant ist (Tress, 1986, S. 85). Viel wichtiger ist, welche Bindungschancen das Kind nachher hat. Insofern ist die Anzahl der mit Besatzungssoldaten gezeugten Kinder, die eine große Rolle in den Medien spielten, wichtiger, weil diese Unehelichen häufig in Heime kamen: Ihre Zahl entsprach 1946/47 etwa einem Zehntel, die der farbigen Besatzungskinder 1 Prozent aller Unehelichen (Buske, 2004, S. 196 f.).

Versuchte Zwangskopplung von Sexualität und Ehe in den 1950er Jahren als »Bewältigung« der »NS-Erbchaft«

In der Folgezeit zielte die BRD auf eine Restauration des traditionellen Ehe- und Familienmodells, das einen wesentlichen Beitrag zur moralischen Katharsis erbringen sollte (Herzog, 2005). Die deutsche Niederlage wurde gern mit der Unsittlichkeit des NS-Regimes und seiner Sexualpolitik begründet (dramatisch in Stellungnahmen der katholischen Hierarchie, vgl. Buske, 2004, S. 219 f.). Eherecht,

12 Dort noch detailliertere Angaben zu einzelnen Alterskohorten: mindestens sechs Monate Vaterabwesenheit beim Jahrgang 1945 bei 41,2 % – wohl in der ersten Bindungsphase –, beim Jahrgang 1935 sogar 58,4 % – wohl meist danach.